
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 267. Bromberg, den 19. November 1931.

# Das doppelte Gesicht

Roman von Max Real.



(10. Fortsetzung. 

In diesem Augenblick erschienen der Finanzminister von Schwaz und der Kriegsminister von Neuker und der Herzog zog sie sofort in ein Gespräch.

Bettina stand mit zusammengepreßten Lippen für ein paar Sekunden allein mit Erken. „Erwarte mich in einer Viertelstunde im Dianasaal", stieß sie kaum hörbar hervor, dann begab sie sich zum Herzog, der noch mit den Ministern sprach.

Joachim von Erken verneigte sich und schritt mit einem Gefühl großer Niedergeschlagenheit aus dem Zimmer. Er wußte jetzt, daß Bettina sich nicht hatte täuschen lassen, daß sie ihn erkannt hatte.

Im Baalsaal hatte man wieder zu tanzen begonnen. Der Rittmeister schob sich vorsichtig zwischen den Tanzenden hindurch und betrat den Herkulessaal, in dem sich jetzt nur noch wenige Gäste befanden. Erken hatte das Bedürfnis nach Champagner. Er mußte seine Lebensgeister wieder aufrütteln, sich aus der Niedergeschlagenheit seiner seelischen Stimmung emporreißen.

Als er eben an das Büfett treten wollte, rief ihn eine Stimme an. Er wandte sich um.

In einer Nische saß an einem kleinen Tisch der französische Gesandte. Er winkte Erken zu sich heran. Der Rittmeister konnte sich dieser Einladung, so peinlich sie ihm auch in diesem Moment war, nicht entziehen.

„Leisten Sie mir doch ein bißchen Gesellschaft", begrüßte der Vicomte den Rittmeister und zeigte auf einen freien Stuhl. „Können Sie sich etwas Langweiligeres vorstellen, als so einen Ball an diesem Hof?"

Erken hob leicht die Schulter, während er sich setzte.

Semour goß ihm ein Glas Champagner ein, erhob das seine und trank Joachim zu. „Nom de dieu . . . wie kommen Sie bloß an diesen Hof?" fragte er, nachdem er einen kräftigen Schluck aus seinem Kelchglas getan hatte.

Erken hielt den Blick auf sein Stengelglas gerichtet, das er spielerisch zwischen Daumen und Zeigefinger drehte, und beobachtete scheinbar interessiert die aufsteigenden Sektperlen. Dann hob er den Kopf und antwortete mit harmloser Miene:

„Durch eine Empfehlung des Generals Freiherrn von Stein. Er ist ein Freund unserer Familie."

„Sie müßten am Hof Napoleons Dienst nehmen. Männer wie Sie kann Majestät brauchen", köderte der Vicomte.

Erken schwieg.

Semour überlegte einen Augenblick, dann erschien das übliche Diplomatenlächeln wieder auf seinem Gesicht. „Wissen Sie, daß die Fäden der russischen Spionage gegen Napoleon hier am Hof zusammenlaufen?"

Dem Rittmeister stieg eine Blutwelle ins Gesicht. Ihm war, als hätte ihm jemand plötzlich einen Schlag versetzt.

„Wir haben sogar schon einen ganz bestimmten Verdacht", fuhr Semour mit triumphierender Wichtigkeit fort, wie jemand, der seinen Erfolg in das richtige Licht setzen will. „Und die betreffende Person ist bereits unter Beobachtung gestellt. Aber leider ist es uns bis jetzt nicht gelungen, sie zu überführen."

Erkens Mienen hatten etwas Starres, Steinernes angenommen. Fieberhaft arbeitete sein Hirn. Alle möglichen Pläne und Ideen jagten durch seinen Kopf: noch haben sie vorerst nur Verdacht, diese französischen Schnüffler, da kann es doch nicht allzuschwer sein, sie irrezuführen, sie auf eine falsche Fährte zu locken. Dann aber fiel ihm ein, daß dieser Verdacht ja gar nicht ihm gelten konnte, würde sonst der Vicomte mit ihm überhaupt darüber sprechen? Das gab ihm wieder seine volle Sicherheit zurück. „Ich kann mir nicht denken, wer hier am Hof . . .?" forschte er vorsichtig.

Der Vicomte legte den Finger an den Mund. „Eine Dame."

Erken war einen Augenblick verblüfft. Eine Dame? Das hatte er nicht erwartet. Spöttisch sagte er: „Ja, ja... Frauen waren immer gefährliche Spioninnen."

Der Vicomte beugte sich über den Tisch zu Erken: „Ich bedarf Ihrer Mithilfe."

„Und worin soll meine Mithilfe bestehen?" fragte der Rittmeister. Er war jetzt wirklich neugierig, was ihm dieser Franzose zumuten würde.

Semour spitzte etwas den Mund und kniff ein Auge zu, als wollte er damit ausdrücken, daß die Sache anfange, auf ein pikantes Gebiet zu geraten. „Sie müssen versuchen, das Herz jener Dame zu erobern."

Um Erkens Mund zuckte es. „Ach so . . ., um jener Frau dann das Geheimnis zu entlocken?"

Der Vicomte nickte. „Ich sehe, wir haben uns verstanden. Die Schwäche der Frau ist die Stärke des Mannes. Und bedenken Sie, Napoleon wird Ihnen den Dienst nicht vergessen."

In Erken begann es zu kochen. Er hätte seinem ewig lächelnden Gegenüber am liebsten einen Faustschlag in das Gesicht versetzt. Aber er beherrschte sich. „Und wer ist die Dame?"

„Sie steht dem Herzog sehr nahe."

„Die Prinzessin?"

Der französische Gesandte schüttelte den Kopf, dann antwortete er leise, sich rasch umsehend, ob niemand ihr Gespräch belauschte: „Die Komtesse von Hauenstein. Sie lockt aus dem verliebten Herzog alle Staatsgeheimnisse heraus, um sie dann durch einen gewissen Iwan Taschew an Rußland zu verraten."

Erken war im ersten Augenblick vollkommen sprachlos, als er seinen wirklichen Namen aus dem Mund des Vicomte vernahm, noch dazu in Verbindung mit Bettina. Woher wußte der Franzose von Iwan Taschew? War man ihm schon so hart auf der Spur? Es wurde ihm plötzlich klar, daß seine Stellung hier am Hof erschüttert war, daß er seine Aufgabe beenden müsse, bevor man hinter seine Rolle kam, die er im Dienst seines Vaterlandes hier spielen mußte. Als Spion entlarvt und auf Drängen der Fran-

zosen an die Wand gestellt zu werden, wäre doch ein zu bitteres Ende.

Es handelte sich jetzt für ihn nur darum, Zeit zu gewinnen. Blitzschnell überlegte er den Weg, den er gehen mußte. Am sichersten war es, wenn er scheinbar auf den Vorschlag des Gesandten einging. Der Franzose würde dann einstweilen nichts mehr in der Sache unternehmen und abwarten, welches Ergebnis Joachims Bemühungen um Bettina hatten. Dann hatte er hinreichend Zeit, seine hiesige Stellung abzubauen und nach Rußland zurückzukehren, ohne den geringsten Verdacht auf sich zu lenken.

Joachims Entschluß stand fest. Ohne mit der Miene zu verraten, was in ihm vorging, sagte er: „Gut, ich will auf Ihren Vorschlag eingehen. Ob es mir gelingen wird, die Komtesse zu überführen, ob sie überhaupt der Spion ist, der Ihnen so viel Sorge zu machen scheint, kann ich heute noch nicht wissen. Sie müssen mir zu dieser Feststellung ein wenig Zeit lassen."

Semour streckte Erken impulsiv die Hand über den Tisch hinüber.

Der Rittmeister übersah die Hand und erhob sich. „Ich muß aber bitten, daß Sie jetzt bis zur Entscheidung nichts in dieser Sache unternehmen, sondern mir vollkommen freie Hand lassen, wenn ich etwas erreichen soll."

Der Vicomte versprach es gern. Er versicherte ihm, daß er sich ganz auf ihn verlasse. „Nur ist Eile dringend geboten. Es bereiten sich Ereignisse vor, von denen Rußland unter keinen Umständen erfahren darf. Darum so rasch wie möglich ans Werk."

Der Rittmeister verneigte sich knapp und militärisch und entfernte sich, wobei er etwas murmelte, das wie Schuft lautete. Der Vicomte aber goß sich in gehobener Stimmung wegen seines fein eingefädelten Planes noch ein Glas Champagner ein.

Daß das Schicksal noch in dieser Nacht eine andere Lösung bestimmt hatte, das konnten die beiden in dieser Stunde nicht wissen.

Als Poisson den Wintergarten, in den er sich eingeschlichen hatte, um — wenn sich die Gelegenheit dazu bieten sollte — die Komtesse von Hauenstein zu beobachten und festzustellen, ob der Herzog mit ihr über Staatsgeschäfte sprach, durch die kleine, für die Gärtner bestimmte Tür verlassen hatte, sah er sich in einem kahlen, viereckigen Raum, in dem Gießkannen, Rechen, Spaten und andere Gartengeräte untergebracht waren. Die eine Breitseite nahm ein aus Backsteinen erbauter Ofen ein, der zur Erwärmung des Wintergartens diente. Der Raum war nur notdürftig durch eine von der Decke herabhängende Laterne erleuchtet.

Eine warme, dumpfe Luft umfing Poisson. Er schritt durch die einzig vorhandene Tür und trat jetzt auf einen kleinen, lichtlosen Vorplatz. Um sich besser zu orientieren, ließ er die Tür, durch die er eingetreten war, offen. Im matten Schein des hereinfallenden Lichtes bemerkte er an der gegenüberliegenden Wand eine schwere, mit Eisen beschlagene Eichentür.

Sie widerstand erst seinen Bemühungen, sie zu öffnen, dann aber knirschte und ächzte sie in den rostigen Angeln und er stand vor einer großen, schwarzen Öffnung, aus der es ihn kalt und modrig anwehte.

Er fuhr unwillkürlich etwas zurück. Ein leichter Schauer lief ihm über den Rücken. Aber dann gewann seine Neugierde die Oberhand. Er hatte schon oftmals in Büchern von geheimen Gängen in alten Schlössern gelesen. Wer weiß, was man da entdeckte und wozu diese Entdeckung zu gebrauchen war.

Rasch begab er sich wieder in den Heizraum, nahm die Laterne vom Haken und kehrte auf den Vorplatz zurück. Er leuchtete mit der Laterne in die finstere Öffnung: ein schmaler, niederer Gang tat sich vor ihm auf.

Langsam, Schritt für Schritt, die Laterne hochhaltend, drang er vorwärts. Große Spinnen und Kellerasseln liefen ihm, durch das Licht aufgescheucht, über den Weg.

Er mochte etwa hundert Schritte gegangen sein, da war es ihm, als vernehme er deutlich, aber nur sehr gedämpft, Musik. Tanzmusik. Er stand still und horchte. Es war keine Sinnestäuschung . . ., er vernahm wirklich Musik, mußte sich also irgendwie in der Nähe des Ballsaales befinden.

Hastig leuchtete er die Wände ab. Und da entdeckte er zu seiner Überraschung eine mannshohe Öffnung, die von außen mit einem Teppich oder Gobelin verhängt war.

Vorsichtig schob er ihn zur Seite... ein leiser Aufschrei des Erstaunens entfuhr seinen Lippen . . . er stand im Dianasaal.

Er hatte sich von seiner Überraschung noch nicht erholt, als er am entgegengesetzten Ende des Saales die Komtesse von Hauenstein erscheinen sah, die ängstlich und mit sichtbarer Scheu in den Ballsaal zurückblickte, ob ihr niemand folgte.

Rasch trat Poisson wieder in den geheimen Gang zurück und ließ den Gobelin niederfallen.

Bettina kam weiter in den Saal, fast bis an die Stelle, wo der Geheimsekretär — das Ohr dicht an den Gobelin legend — horchte.

In ihr war eine große Unruhe. Sie stand wie auf glühenden Kohlen. Immer wieder flogen ihre flackernden Blicke nach dem Saaleingang.

Nervös schob sie eine widerspenstige Haarsträhne aus der Stirne. Warum kommt er nicht? Ihre Zeit ist kurz bemessen. Dem Herzog wird ihre Abwesenheit auffallen. Er wird sie suchen. Ungeduldig zerrte sie ihr Taschentuch zwischen den zitternden Fingern. Sollte er es sich anders überlegt haben? Sollte er aus Furcht vor der Abrechnung die Verabredung mit ihr nicht einhalten? Nein, feig war Iwan nicht.

Die Minuten rannen. Ihr war es, als wären es Stunden.

„Endlich!" Sie atmete auf, da Erken jetzt suchend den Saal betrat.

Als er sie bemerkte, schritt er auf sie zu. Er verneigte sich. Sein Gesicht war blaß, seine Augen brannten. „Gnädigste Komtesse haben befohlen," sagte er mit vor Erregung bebender Stimme.

Bettina vermochte erst kein Wort hervorzubringen, so erschüttert war sie. Dann stieß sie gepreßt hervor: „Iwan?!"

Der Gobelin bewegte sich in diesem Augenblick, als ob jemand von der anderen Seite dagegendrücke.

Aber die beiden nahmen es nicht wahr. Sie hatten nur Augen für sich.

„Ich sagte Ihnen doch schon, Komtesse, daß Sie sich irren," versuchte Joachim das Mädchen von der Absicht abzubringen, eine Auseinandersetzung mit ihm zu erzwingen. Aber es war nur ein schwacher Versuch, an dessen Erfolg er selbst nicht glaubte. Er wußte im Augenblick überhaupt nicht, warum er in Abrede stellte, daß er Iwan Taschew sei.

Bettina bebte am ganzen Körper. „Warum verleugnest du dich? Dieses goldene Kettchen an deinem Handgelenk hat dich verraten!"

Erken blickte unwillkürlich auf sein Handgelenk.

„Darum laß endlich die Komödie. Ich muß mit dir sprechen," flüsterte Bettina erregt.

Der Rittmeister biß sich einen Augenblick auf die Unterlippe. Dann meinte er kalten, abweisenden Tones, während sich ihm das Herz im Leibe zusammenkrampfte: „Ich bedauere . . . mit einem „Schuft" spricht man nicht!"

Da flog ihm ein Blick zu, so weh und traurig, wie ein Tier blickt, das gequält wird und sich nicht verteidigen kann. „Willst du mich denn ganz um den Verstand bringen?" stammelte sie am Ende ihrer Kräfte. „Ich muß wissen, was dein Verhalten zu bedeuten hat, wie du hierherkommst und warum du nichts mehr von dir hast hören lassen."

Joachim bewahrte seine äußerliche Ruhe. Nicht eine Minute lang gab er seine korrekte Haltung auf, obwohl ihm zu Mut war, als müsse er Bettina zu Füßen sinken und sie bitten, ihm zu verzeihen. „Bitte, dann sprechen Sie," sagte er beklommen.

„Nicht hier und nicht jetzt. Man könnte uns beisammen sehen. Du weißt, ich wohne seit einigen Tagen im Schloß. Komme nach Beendigung des Balles um zwölf Uhr in das blaue Zimmer, das neben meinem Boudoir liegt. Dort sind wir ungestört."

Der Rittmeister machte eine entschiedene, ablehnende Geste mit der Hand. „Das . . . das geht nicht! Bedenken Sie, wenn . . ."

Bettina fuhr mit einem jähen Ruck empor. „Iwan, du mußt! Ich müßte sonst annehmen, du hast nicht den Mut, mir Rede zu stehen. Also, wirst du kommen?"

Erken machte wieder Einwendungen. Er suchte ihr das Gefährliche eines solchen Schrittes klar zu machen.

Aber die Komtesse ließ alles nicht gelten. „Zwinge mich nicht, etwas zu tun, was uns beide ins Verderben stürzt!"

Immer noch wehrte Erken sich. Was sollte die Aussprache zwischen ihnen? Sie vermochte ja doch nichts zu ändern, würde ja nur die entsetzliche Qual vermehren. Und die Wahrheit, warum er hier war, konnte er ihr ja nicht sagen.

Als Bettina sein Zögern bemerkte, umkrallte ihre Hand seinen Arm. „Iwan . . ., ich mache Ernst! Entweder du kommst oder ich . . . ich weiß nicht, was geschieht!"

Erken senkte den Kopf. Dann sagte er weich: „Ich werde kommen."

Bettina ließ seinen Arm los. „Und nun, bitte, gehe . . . man darf uns hier nicht allein beisammen sehen. Der Herzog ist mißtrauisch."

Joachim ergriff ihre Hand und küßte sie. Dann sagte er mit verhaltener Wehmut in der Stimme: „Glauben Sie mir wenigstens das eine, Komtesse, daß ich an allem, was geschah, unschuldig bin. Menschlicher Wille bleibt gegen diese Ungerechtigkeit des Schicksals, gegen diesen grausamen Zufall machtlos."

Stumm, tief ergriffen, verabschiedete er sich und verließ den Saal.

(Fortsetzung folgt.)

# Im Schlosse Favorite.

Skizze von **Eva Gräfin von Baudissin.**

Markgräfin Sybille saß am Stickrahmen. Die Fenster waren zum Park auf der Rückseite des Schlosses hin geöffnet. Auf dem kleinen See zogen ein paar Schwäne langsam ihre Bahn. Es war drückend heiß. Die Fürstin ließ die Hand mit der Nadel sinken und blickte auf ihre Hofdamen, die alle, wie sie, bei der Arbeit saßen und ebenso erschöpft zu sein schienen. Sollte sie ihnen Urlaub geben? Es wäre gar nicht übel gewesen, sich selbst nebenan auf das kleine Kanapee zu strecken, wenn man sich auch ein wenig aufrollen mußte, um Platz zu haben; aber nein! Sie durfte doch kein schlechtes Beispiel geben . . .

„Wantau", sagte sie zu der blonden Baronesse, eigentlich ihrem Liebling, „hole Sie mir ein Glas frisches Wasser aus dem Brunnen, aber kühle Sie das Glas vorher gut!"

Die Angerufene erhob sich so eilig, als sei ihr der Auftrag höchst willkommen. Und sahen ihr nicht die anderen neidisch nach?

„Es kann nicht jede Wasser holen", meinte die schöne Sybille lächelnd; worauf natürlich auch die erhitzten Damen lächelten. Tröstend setzte sie hinzu: „Wir werden früh speisen, wie immer in unserem Schlößchen Favorite. Dann dürfen Sie sich in der Abendkühle im Park ergehen. Der Markgraf will Fackeln aufstellen lassen."

„Aha!" dachte jede der Damen, ohne natürlich eine Miene zu verziehen. Denn die Fürstin hielt sehr auf Anstand, neuerdings war sie auch ein wenig eifersüchtig auf den Gemahl, den ritterlichen, vornehm ausschauenden „Türkenlouis", wie er im Volke wegen seiner Heldentaten hieß.

Es war ganz still in dem reizenden Zimmerchen, das mit unzähligen Bildnissen des Markgrafen und seiner Sybille in verschiedenen Trachten von Maskenfesten her geschmückt war. Die Augen der Fürstin gingen über diese Bilder hin: Wann war er am schönsten gewesen, wann sie? Und hatte sich nicht auf dem letzten Fest, wo sie dies türkische Kostüm aus Schleiertüchern und den weißen Turban trug, ihre Eifersucht auf die kleine Wantau zum ersten Mal gerührt? Warum flüsterte der Württemberger Herzog, den sie immer etwas abwehren mußte, ihr beim Menuett zu, daß es gefährlich sei, den eigenen Gatten als Türken auftreten zu lassen, daß er selbst aber gern seinen Harem vergrößern würde . . .?

Sie hatte dem übermütigen gedroht und sich gar nicht nach ihrem Ludwig umgeschaut, nur bei Tisch war sie ein paarmal unauffällig seinen Blicken gefolgt. Sah er wirklich die Baronesse häufiger als nötig an? Sie hatte nichts bemerken können, auch seither nicht, und obgleich sie sicher nicht die Augen schloß. Sie öffnete sie jetzt erschrocken: War sie eingeschlafen? Die Damen hatten es kaum bemerkt; sie stichelten immer noch, aber was hatte sie doch tun wollen?

„Ist die Baronesse noch nicht mit dem Wasser zurück?" Es schien ihr sehr lange her zu sein, seit sie fort war. Und da — klang dort nicht ein fernes Lachen aus dem Park? So lachen konnte nur eine. Deshalb hatte die Markgräfin ja dies Mädchen bevorzugt — — Eine von den Damen erhob sich halb: „Darf ich Durchlaucht das Wasser holen?"

„Nein, nein, lasse Sie nur, ich will selbst —"

Wie, sie selbst? War das je geschehen? Aber ehe sich die Damen von ihrem Schrecken erholten, war die Markgräfin in ihren weiten Röcken an ihnen vorübergerauscht und die Treppe zum Park hinabgestiegen. Es lag etwas in der Luft. Die Damen wagten sich kaum anzusehen. Sie stickten mutlos weiter.

Draußen nahm die Markgräfin die Röcke zu beiden Seiten in die Hände. Sie trug weißseidene Schuhe, und der Kies drückte durch die dünnen Sohlen. Sie achtete nicht darauf. Irgendeine Gewißheit hatte sie erfaßt: Hier im Park geschah etwas das ihr Leid brachte, das ihr das Herz zuschnürte und den Atem raubte — — Sie lief durch die Wege bis in die fernsten Ecken und Winkel; alles war wie ausgestorben, keine Menschenseele hörte sie, und doch klang dann und wann das Lachen wieder auf. Sie weinte still vor sich hin; dann wuchs ein fassungsloser Zorn in ihr auf, sie begann zu hassen, aber nicht wie die meisten Frauen die Nebenbuhlerin, sondern den Mann, den ungetreuen, den verräterischen. Alles kam von diesen frivolen Festen, sie sah ihn vor sich als Sultan und fand ihn schön. Und haßte ihn dennoch. Ehe er noch einmal die kleine Wantau im Arm halten sollte, wollte sie ihn lieber tot sehen. Sie tat schwere Gelübde, fluchte ihm innerlich und verrannte sich besinnungslos in ihre Wut gegen ihn. Plötzlich wurde ihr Schritt gehemmt, der Hofmarschall stand vor ihr: „Durchlaucht!" Sie sah sein Erstaunen. Ah, er war mit im Bunde. „Wo ist der Markgraf?" fragte sie herrisch.

„Zur Auerhahnbalz, Durchlaucht. Er wollte die Ruhe Eurer Durchlaucht nicht stören — —"

„Seit wann? Seit dem Dejeuner? Aber wer lacht denn hier im Park?" Wie nervös sie war.

Der Hofmarschall lachte beruhigend: „Höchstens die Wildtauben, Durchlaucht. Es ist keine Menschenseele im Park, es ist zu heiß."

Zu heiß — auch ihr. Was hatte sie gedacht, gewollt, getobt, gehaßt! Aber die Baronesse: Die fand sie, fest eingeschlafen im Gras neben dem Brunnen, das Glas stand auf dem Rande und lief über — — — —

Als der Markgraf von der Jagd kam, hatte sich die Markgräfin zu schwerer Buße in ihr Borkenhäuschen zurückgezogen. Dort schlief sie auf einer Strohmatte, geißelte sich und nahm an einem Tische neben den lebensgroßen Holzfiguren der Heiligen Familie die einfachsten Mahlzeiten ein.

Sie blieb auch ernst, als sie zurückkam. Die kleine Baronesse Wantau wurde mehr denn je von ihr bevorzugt. Und oft sah sie ihren Mann besorgt an.

Zum Frühling, eh' noch die Einladungen zum ersten Maskenfest erlassen waren, legte sich der Markgraf und starb. Da siedelte die Markgräfin ganz in ihr Schlößchen Favorite über, tat oft Buße im Borkenhäuschen und ging eines Tages zum ewigen Schlummer ein, bis zum Ende gehalten von den Armen der Baronesse Wantau . . .

# Stippvisite in Sibirien.

Nachkriegsskizze von **Werner Krüger**-Hamburg.

Wir hatten nie wieder etwas von ihm gehört, Schwiegerpapa — sagte der Überlandflieger Albert Römer auf der Veranda des alten Herrenhauses —, dein Sohn Robert war eines Morgens allein über die Grenzlinie der russischen Stellungen geflogen, wo hinten im Wald ein vertarnter Anrollplatz lag und wo wir unsere Nachrichten austauschten. Seitdem nichts mehr. Und wir lasen seinen Namen nur noch einmal auf der amtlichen Verlustliste.

Zum Schluß dachten wir wohl noch viel an ihn. Aber wir hatten das Suchen aufgegeben. So war es, als ich im Auftrage der Lufthansa nach Sibirien flog.

Also gut! Ich wanderte in dem Neste herum, das mit seinen kleinen Häusern trübselig zur Lena hinunterkletterte, irgendwo im Bezirk Jakutsk. Holte mir aus der Trafik ein Paket schwarzen Tabak für meine Pfeife sah nach rechts an dem neben mir stehenden Herrn in die Höhe. Es war Robert!

Dein Sohn Robert Alvensleben, Schwiegerpapa! Na, zunächst haute ich ihm ordentlich auf den Buckel: „Robert, was machst du hier? Und warum kommst du nicht nach Hause? Und was ist denn in dich gefahren?" Und so weiter. Er sah mich sehr erstaunt an, und antwortete mit seiner, eben Roberts, Stimme etwas leise, daß er bedauere, sich nicht entsinnen zu können. Er grübelte etwas, legte die Hand an die Stirn, lächelte dann aber verlegen: „Ihr Name kommt mir bekannt vor. Aber nein . . . ich kenne Sie doch nicht. Ich bin in einem Dorf in Südrußland geboren, unter Deutschen, daher spreche ich ganz gut deutsch. Das ist alles."

In diesem Augenblick, Schwiegerpapa, kam mir eine Erleuchtung. Es war Robert! Aber— er wußte nichts von seiner Vergangenheit.

Und so ging ich denn mit ihm. Er nahm mich mit in sein Haus und stellte mich seiner Frau vor.

Eines fiel mir gleich auf. Wanda Sergejewna kam mir ziemlich unfreundlich entgegen. Und als ich das Gespräch auf den Krieg brachte, fiel sie mir kurz in das Wort, Kriegsberichte seien ihr verhaßt. Als Robert kurz darauf hinausging, stand sie mit einem Male vor mir und ballte die Fäuste: „Es ist eine Frechheit von Ihnen, hier bei uns einzudringen. Ich will keine Besuche, und Sie werden nicht wiederkommen. Hören Sie?!"

Ich war wirklich verblüfft. Dann aber verabschiedete ich mich krampfhaft höflich und grübelte tagelang über das Ganze nach. Es hatte immer mehr den Anschein, daß Robert durch seine Frau von der Außenwelt abgeschlossen wurde. Welches aber waren die Gründe? Und endlich, endlich, zwei Tage vor meiner Abreise, kam mir die Erleuchtung. Das Mittel Roberts Gedächtnis wieder zu beleben.

Ich suchte ihn in der Tabaktrafik auf. Denn in seinem Hause wachte Wanda über jedes Wort. Hier fand ich ihn denn auch am nächsten Tage, dem letzten meines Aufenthaltes in diesem Orte. Und bei seiner Arglosigkeit gelang es mir, ihn ohne weiteres in den Hangar zu schleppen, wo meine Maschine stand.

Robert stand versonnen vor meinem neuen Apparat. Man sah fast das Arbeiten seines Hirns an der in tiefe Falten gezogenen Stirn. Sein Mund war leicht geöffnet. Und ich erwartete eine Frage, um ihn in das Land zurückführen zu können, das früher sein Leben war. Da ertönte hinter uns am Schuppeneingang ein jäher Schrei. Als ich mich umwandte, stand Wanda dort, die großen, schönen Augen schreckhaft aufgerissen, die Hände ineinander verkrampft.

Und als ich zu ihr ging, krampften sich ihre Finger um die meinen. „Was haben Sie getan, Sie Satan? Ruhig und glücklich hat er an meiner Seite gelebt. Gepflegt habe ich ihn und ihn wieder gehen und sprechen gelehrt, ihn wie eine Mutter gepäppelt. Ich wollte nichts als seine Liebe. Und nun — nun, fahren Sie ihn zu der anderen . . ."

„Welche andere?" fragte ich erstaunt. Sie aber riß die Augen weit auf und schrie in tödlicher Angst: „Robert!" Ich wandte mich zu ihm zurück. Er war in tiefer Traumhandlung auf den Sitz geklettert und hatte den Motor gestartet. Die Maschine rollte an. Nur weil schlackiger Boden war, rollte sie schwer, und so gelang es mir, im letzten Augenblick auf den Schwanz des Rumpfes zu springen und von da an, während sich das Flugzeug immer höher schraubte, kriechend zu ihm zu gelangen. Ich arbeitete mit rasendem Herzschlag und dennoch kalt überlegt. Seit dem Jahre 1916 hatte es so viel Verbesserungen in der Steuerung gegeben, daß er verloren war, wenn niemand neben ihm saß, der ihm notfalls den Mechanismus erklärte.

So flogen wir über das Städtchen. Hin und wieder suchte er einen Hebel, der früher anders angebracht gewesen war. Dann tippte ich mit der Hand dagegen. Er nickte dazu mit dem Kopfe, leicht und glücklich lächelnd und bediente die Maschine ruhig und besonnen. Nach etwa zwanzig Minuten landete er sicher und glatt ohne meine Hilfe.

Als ich herausgeklettert war, stand er vor dem Motor der schweren Maschine und grübelte immer noch. Aber ein leises Leuchten lag in seinem Blick. Der Funke des Gedächtnisses. Er ging still mit uns in sein Haus und drückte uns vor der Tür die Hand: „Jetzt muß ich allein sein. Ganz allein!" Dann ging er nach oben, in das Schlafzimmer.

Wanda aber warf sich weinend über das Sofa und zerknäulte ihr Taschentuch. „Er lebte heute nicht mehr, wenn ich nicht wäre. Er hatte eine schwere Kopfverletzung. Das Flugzeug war in Trümmer. Ich selbst habe es in den Fluß geworfen, stückweise abmontiert, damit ihn die Russen nicht fanden. Und nun kehrt er zu ihr zurück!"

„Zu wem?" fragte ich wieder. Sie holte wortlos eine Photographie aus dem Ausschnitt. „Das da habe ich bei ihm gefunden."

Ich lachte. Denn, verehrter Schwiegerpapa, es war das Bild meiner tief verehrten Schwiegermama, allerdings etwa zwanzig Jahre jünger.

Wanda zürnte, daß ich lachte, und wurde erst wieder versöhnlich, als ich ihr alles erklärte. Dann aber wurde sie überglücklich. Sie muß ihn schon tüchtig lieb haben, unsern Robert.

So lieb sogar, Schwiegerpapa, daß sie nicht lange überlegte, mit ihm hinüberzuziehen in das ihr unbekannte deutsche Land, unseres Robert so lange vergessene Heimat.

## Geiz und Sparsamkeit.

Einst begegneten sich Geiz und Sparsamkeit. Da beklagte sich ersterer bittend: „Warum bin ich nur bei den Menschen so verpönt, Schwester Sparsamkeit, wo du doch bei allen in so hohem Ansehen stehst?"

Da meinte lächelnd die Sparsamkeit: „Das kommt daher, Bruder Geiz, daß du die Grenzen meines Reiches nicht richtig erkannt hast — denn Geiz ist nichts anderes als mißverstandene Sparsamkeit!"

J. Adams.




## Bunte Chronik

*** Kälber werden nach dem Schlachten gemästet.** Ein französischer Tierarzt veröffentlicht soeben in einer Tageszeitung eine Anregung ganz neuer Art, um bei der Aufzucht von Schlachtkälbern Ersparnisse zu erzielen. Dr. Gaudicheau geht von der Tatsache aus, daß die Fettmengen, die ein Kalb mit der Muttermilch aufnimmt, höchstens zu einem Viertel in seinem Körper zu Talg werden. Die anderen drei Viertel setzen sich in Wärme um. Das eine erhaltene Viertel Talg erzielt aber höchstens den halben Preis wie die gleiche Menge Butter. Das Kapital, das in der zur Aufzucht des Mastkalbes erforderlichen Milch steckt, verzinst sich demnach überhaupt nicht, sondern geht zum größten Teil verloren. Dr. Gaudicheau will nun diesem Mißstand durch ein ebenso einfaches wie praktisches Mittel begegnen. Er schlägt vor, daß in Zukunft überhaupt keine Mastkälber aufgezogen werden sollen. Die Züchter sollen sich darauf beschränken, Magerkälber auf den Markt zu liefern, und dafür die entsprechende Menge Milch verbuttern. Das nötige Fett aber soll dem geschlachteten Tiere zugeführt werden. Die Methode ist nach Dr. Gaudicheau äußerst einfach. Sie besteht darin, mittels einer Spritze in die Hauptadern des geschlachteten Tieres flüssiges Fett — am besten Rindertalg — einzuspritzen, das sich dank des bis in die kleinste Muskelfaser reichenden und leergebluteten Kreislaufsystems weit gleichmäßiger auf das Fleisch verteilt, als es die Natur selbst kann. Das erforderliche Fett wird nach Gaudicheau immer zur Verfügung stehen, da die Aufzucht von Rindern auch weiterhin im bisherigen Maßstabe getrieben werden soll. Verschiedene Stimmen begrüßen den Vorschlag Dr. Gaudicheaus als durchaus diskutabel, während auf der anderen Seite wieder eine gewisse Skepsis herrscht.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.